

Andreas H. Buchwald

Soldaten unterm Spaten

EIN ABENTEUER WIDER WILLEN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2015
© AndreBuchVerlag
Printed in Poland
Alle Rechte vorbehalten
Einbandgestaltung: Marion Christiansen
Druck und Bindung: Bookpress Olsztyn
ISBN 978-3-942469-23-4
www.andrebuchverlag.de

ANDREBUCHVERLAG

Vorwort

Ähnlich wie meine *Kohle*-Bücher habe ich auch dieses Abenteuer nach tatsächlichen Begebenheiten skizziert. Dabei übernahm ich die während meiner eigenen Dienstzeit als Bausoldat der NVA erlebten Handlungsorte.

Augenblickseindrücke von Begegnungen aus verschiedenen Phasen meines Lebens halfen mir, die handelnden Personen zu gestalten, und möglicherweise auftretende Lesermeinungen bezüglich der Identität dieser oder jener Figur beruhen daher einzig auf subjektiver Interpretation. Zudem sind die privaten Lebenszusammenhänge völlig frei erfunden.

Es lag in meiner Absicht darzustellen, wie es in einem solchen *Bauzug* zugeht. Die damals hautnah und ein wenig „betriebsblind“ erlebten Ereignisse wollte ich mit neuem Abstand nachzeichnen, so dass jeder Interessent eine Variante der achtzehn Dienstmonate gleichsam mit- und nachvollziehen kann.

Es mag wohl sein, dass mancher, der an anderen Orten unter anderen Bedingungen seinen Dienst als Bausoldat ableistete, deutlich von dieser Geschichte abweichende Erfahrungen machen musste. Trotzdem meine ich, der Grundstruktur jener „Sondertruppe“ ebenso gerecht geworden zu sein wie dem Lebensgefühl, das in der ersten Hälfte der achziger Jahre im Osten Deutschlands prägend war.

Die laufenden welt- und landespolitischen Schwerpunkte habe ich nur insoweit berücksichtigt, wie sie mir für das Gesamtbild günstig erschienen. Um Verwirrungen zu vermeiden, beschränkte

ich mich auf einen überschaubaren handelnden Personenkreis, der um der besseren Übersicht willen in einem gesonderten Register am Ende des Buches aufgeführt wird. (Armeespezifische Ausdrücke erscheinen im gesamten Buch des öfteren *kursiv* gedruckt – ausgenommen innerhalb der wörtlichen Rede –, um NVA-Unerfahrene auf sie aufmerksam zu machen. Für diese mögen die Anmerkungen am Ende des Buches hilfreich sein.)

Ausschnitte aus fiktiven oder tatsächlichen Briefen sowie Zitate aus originalen Stellungnahmen erscheinen *kursiv* mit der spezifischen Rechtschreibung des Verfassers oder insgesamt in der in den achtziger Jahren üblichen Rechtschreibung.

Bewusst verzichtete ich auch darauf, aus diesem Buch eine „Stasi-Schnitzeljagd“ zu machen, d. h. es deckt keine Hintergründe auf, sondern deutet sie bestenfalls an. Denn es war mir wichtig, das Lebensgefühl der achtziger Jahre innerhalb der DDR-Strukturen einzufangen, welches durchaus davon geprägt war, (noch) nicht alles genau zu wissen.

Ich möchte weder dazu aufrufen, jene Zeit neu zu bewerten, noch das von vielen Betroffenen schmerzhaft Erlebte herunterzuspielen. Die Vergangenheit aus heiter verstehendem Abstand zu betrachten, war mein hauptsächliches Anliegen. Alles andere möge jedem Leser selbst überlassen bleiben.

Andreas H. Buchwald

Für Lutz

*Es gibt nur eine einzige Sünde,
und zwar, wenn dein Leben kein Abenteuer ist.*

OSHO

Die Weichen werden gestellt

März 1976

Lange hatte er sich vor diesem Tag gefürchtet. Nun gab es kein Ausweichen mehr und die Entscheidung stand unmittelbar bevor. Innerlich zitternd hoffte er, wenigstens in der folgenden Nacht wieder durchschlafen zu können.

Die Männer, die gleich ihm hier herumsaßen, sprachen nicht miteinander. Mit glanzlosen Augen und leeren Gesichtern brüteten sie vor sich hin und warteten, bis sie aufgerufen wurden.

Er blätterte zerstreut in den Werbeprospekten, die auf den beiden langen Tischen auslagen. Bunt bedruckte Aufklappzettel schilderten die reibungslosen Karriereleitern der Offiziere der *Nationalen Volksarmee*, derer, die sich für mindestens zehn Jahre zum Dienst in der menschendressierenden Tretmühle verpflichteten, mit Hilfe derer fast alle Staaten der Welt meinen, ihre Existenz schützen zu können. Jede Menge Geld gab es da zu verdienen, jedwedes Studium konnte angetreten und vollendet, jedweder Titel konnte erworben werden. Wem zehn Jahre allzu lang erschienen, der konnte bereits zahlreiche Vorteile genießen, wenn er wenigstens drei davon dem Militär opferte. So manchem erschien dieser Weg geeignet, ein erfolgreiches, auskömmliches Leben im umzäunten Teil Deutschlands zu fundamentieren.

Die dick gepolsterte Tür öffnete sich und ein hochgewachsener, athletisch gebauter Mann erschien.

„Der Nächste!“, brummte er bitter und ironisch.

Der Leser faltete das Schriftstück zusammen, das er gerade in den Händen hielt und warf es verächtlich auf die Tischplatte zurück.

Dann fasste er sich ein Herz, erhob sich und trat auf die Tür zu, hinter der sein vermeintliches Schicksal lauerte.

Einen Augenblick später sah er sich drei Männern gegenüber, klein und unscheinbar vor einer Übermacht. Sie musterten ihn mit unbeweglichen Gesichtern, bis einer von ihnen kopfnickend auf einen Stuhl deutete.

Der Neunzehnjährige setzte sich. Sein Herz klopfte ihm bis zum Hals, und die Hände zitterten.

„Sie sind Moritz Anderschrott, geboren am neunundzwanzigsten März Neunzehnhundertsiebenundfünfzig?“, fragte der, der links unter dem Fenster saß, mit schnarrender Stimme. Er war der einzige, der eine Uniform trug.

Der Angesprochene nickte.

„Wie ich Ihrem ärztlichen Befund entnehmen kann, sind Sie gesund und diensttauglich“, fuhr der Uniformierte fort. „Haben Sie sich schon Gedanken gemacht, ob das nicht eine gute Grundlage wäre für einen längeren Dienst in unserer Armee?“

Moritz schluckte. Alles kam so plötzlich, ohne Einleitung. Sie ließen ihm keine Zeit zum Nachdenken.

„Eher im Gegenteil“, erwiderte er heiser, entsetzt über seine eigenen Worte.

Da schaltete sich der Mann ihm gegenüber ein. Er trug einen schwarzen Anzug, und das Parteiabzeichen am Revers hob sich aufdringlich ab.

„Wie sollen wir das verstehen?“ Seine Stimme klang hart und polterig: „Wollen Sie vielleicht den Ehrendienst für Ihr sozialistisches Vaterland verweigern?“

Der Delinquent, denn das war er wohl, schüttelte ängstlich den Kopf und setzte zu einer Erklärung an. „So meine ich das nicht.“

„Haben Sie was gegen unsere Deutsche Demokratische Republik?“, schoss der dritte der Verhörer von rechts. Auch er trug das bekannte Abzeichen am Kragen seines grauen Jacketts.

„Wieso?“, ächzte Moritz, in die Enge getrieben. „Ich hab doch nur Bedenken ...“

„Bedenken, Bedenken, was denn für Bedenken! Was soll es denn da für Bedenken geben!?!“, meldete sich der Uniformierte wieder. Sein Ton war ein gut Teil drohender und schärfer geworden.

„Ich will nicht an der Grenze auf jemanden schießen“, sprudelte es da aus dem Munde des Neunzehnjährigen. „Deshalb kann ich auch den Fahneid nicht so ablegen, wie er ist. Ich will Sie nicht belügen, verstehen Sie! Es geht nicht um den Dienst an der Waffe, das ist es nicht. Aber an der Grenze, da kann ich nicht schießen...“

„So ein Quatsch, warum wollen Sie an der Grenze nicht schießen, was soll das?“, fauchte der von rechts. „Wollen Sie uns auf den Arm nehmen?“

„Ich bin im christlichen Glauben erzogen worden“, verteidigte sich Moritz mühsam. „Ich weiß auch, dass es Situationen von Notwehr gibt, wo man nicht einfach sagen kann: ‚Du sollst nicht töten ...‘ Aber an der Grenze, wenn da jemand versucht, unser Land zu verlassen, der greift mich ja nicht an, das ist keine Notwehr ...“

„Wollen Sie uns belehren oder was?“, zischte der Uniformierte. „So was gibt’s überhaupt nicht, Schießen in Notwehr, aber nicht an der Grenze, so was ist Blödsinn! Haben Sie mal mit Ihrem Pfarrer gesprochen? Wenn nicht, würde ich Ihnen das dringend empfehlen! Sie haben Verwandte im Westen, stimmts?“

Moritz nickte.

„Gut, das spielt nicht so eine große Rolle, wie Sie vielleicht denken. Wir könnten uns was für Sie überlegen, wenn Sie deshalb Schwierigkeiten sehen. – Wenn Sie aber verweigern wollen, wissen Sie hoffentlich, dass das einen Gefängnisaufenthalt nach sich zieht. Denn das ist ‚Widerstand gegen die Staatsgewalt‘, falls Ihnen das noch niemand gesagt hat.“

Moritz sah sich bereits als Häftling und schwieg bedrückt.

Die Verhörer lenkten ein.

„Was ist, haben Sie mal mit Ihrem Pfarrer gesprochen?“, fragte der gegenüber Sitzende versöhnlich.

„Nein“, antwortete der Neunzehnjährige vorsichtig. „Hätte er andere da mit hineinziehen sollen?“

„Das ist schade. Vielleicht hätte er Sie ganz gut beraten. Nun sind Sie aber hier, und wir müssen eine Entscheidung treffen. Warum wollen Sie an der Grenze nicht schießen?“

Wie oft würden sie ihre Fragen und wie oft sollte er seine Antworten wiederholen?

„Einer, der das Land verlassen will, hat mir nichts getan“, erwiderte er schulterzuckend.

„Sie haben vielleicht eine Vorstellung!“, zürnte der Uniformierte. „Nichts getan! Da kann ich Ihnen nur folgendes sagen: Diejenigen, die unser Land illegal verlassen wollen, haben einen Grund dazu! Der ist meistens krimineller Art! So einer kann ein paar Stunden vorher Ihre Frau umgebracht haben, und Sie sagen, er hat nichts getan! Dabei wissen Sie doch gar nicht, was er getan hat!“

Eine bestechende Logik. Moritz schwieg, ihm fiel kein Argument ein. Allmählich verließ ihn die Angst.

Die Männer sahen sich an.

„Gehen Sie noch mal raus“, sagte der im grauen Jackett. „Über Ihre Angelegenheit müssen wir uns noch beraten. Wir rufen Sie später wieder auf.“

Drei Stunden ließen sie ihn warten, drei Stunden, mehrfach von kurzen medizinischen Überprüfungen unterbrochen. Alle, die früh am Morgen mit ihm in dem großen Warteraum gesessen hatten, waren längst gegangen. Keinen hatte er kennengelernt, mit keinem gesprochen.

Der Druck im Magen aber hatte sich gelegt. Es war, als wäre alles gleichgültig, was nun kam. Einzig eine schwere Müdigkeit lastete auf ihm.

Schließlich wurde er in ein Zimmer gerufen, in dem es keinen Stuhl für ihn gab. Hinter einer Art Schalter saßen vier uniformierte Männer. Er erkannte nur den einen von ihnen.

Der zog nun ein Blatt Papier aus einer Aktentasche, und während der beinahe monotonen Rede, die er hielt, saugten sich seine Augen darauf fest. Den Eingetretenen sah er nicht ein einziges Mal an.

„Moritz Anderschratt“, begann er, „Sie haben uns heute erklärt, dass Sie gegen den Dienst an der Waffe ‚Bedenken‘ haben, so dass Sie ihn nicht so leisten wollen wie Ihre Mitbürger. Weiterhin haben Sie sich auf Ihre christliche Erziehung berufen, und wie wir wissen, entspricht das der Wahrheit. Sie und Ihre Eltern gehören tatsächlich einer Kirchgemeinde an. Nach allem, was Sie uns gesagt haben, ist es für uns ein zu großes Risiko, Ihnen überhaupt eine Waffe in die Hand zu geben. Doch unser Staat bietet denjenigen, die sich religiös gebunden fühlen und deshalb den Waffendienst ablehnen, die Möglichkeit an, diesen Dienst anders abzuleisten, mit dem Spaten beispielsweise. Sind Sie einverstanden, wenn wir Sie den Bausoldaten zuordnen?“

Da der Sprecher darauf verzichtete, ihn anzusehen, merkte Moritz nicht, dass von ihm eine Antwort erwartet wurde. Erst, als einer der Männer die Frage lauter wiederholte, erwiderte er mechanisch: „Ja.“

„Gut“, sagte der Wortführer. „Dann halten wir das einstweilen so fest. Sie müssen sich allerdings darauf gefasst machen, dass es eine Weile dauern kann, bis wir Sie zum aktiven Dienst einziehen. Für Bausoldaten gibt es einfach nicht so viele ‚Planstellen‘.“

Damit übergab er Moritz den grauen Ausweis mit der Blechmarke im Umschlag, das Büchlein, das sie ihm ein Jahr vorher zur Musterung ausgehändigt und an diesem Morgen abgenommen hatten. Und nun zeigte das steinerne Gesicht des Mannes eine erste deutliche Regung: ein Grinsen, unverhohlen und frech.

Draußen regnete es, und auf dem Weg zur Bahnstation durchdrang die kalte Nässe Anorak und Pullover des bleichen, verloren dreinblickenden Fußgängers. Der davon gar nichts wahrnahm.

Stattdessen atmete er tiefer und fühlte von neuem einen Funken des eigenen Werts. Alle hatten ihn gewarnt, ihm abgeraten. Die Eltern ebenso wie der Pfarrer, der so gern von der „Obrigkeit“ predigte, der man selbst dann gehorchen müsse, wenn man ihre Entscheidungen weder billigte noch verstand.

Gepeinigt von Ängsten und Grübeleien hatte Moritz gefürchtet, im entscheidenden Moment zu versagen. Und nun war schon alles vorbei. Er hatte gesagt, was er dachte und seine Feigheit überwunden. Beinahe ohne es zu merken.

Als sein Zug vorfuhr, stieg er federnd ein und lächelte, zum ersten Mal seit vielen Wochen.

Erster Teil: Spruuz*¹

November 1983

Leipzig

Wie oft hatte er sich vorgenommen, die letzten Stunden vor der Abreise einzig mit Liebe zu verbringen! Umarmen, Küssen, Haut an Haut, Stöhnen und Seufzen, bis die Zeit heran war. Schließlich ermattet zum Zug wanken, in einem stinkigen Abteil auf den Sitz sinken und schlafen. Schlafen, bis die verhasste Station vor dem staubtrüben Waggonfenster auftauchte!

Das Leben hatte für derartige Erwartungen nichts übrig und verspottete ihn. Heidemarie, gewöhnlich recht liebesfreudig, war jede Lust auf körpernahe Genüsse vergangen und ihm selber ebenso. Stattdessen saßen sie da und grübelten und heulten abwechselnd.

Kurz nach Mitternacht legte er seine Lieblingsplatten auf, ein Doppelalbum von Gordon Lightfoot. Zweihundertvierzig Mark hatte er einmal dafür geben müssen; das war der übliche Schwarzmarktpreis und ihm die Sache durchaus wert gewesen.

Als er die *Canadian Railroad Trilogy* zum vierten Mal abgespielt hatte, war es zehn vor fünf. Er verabschiedete sich von der Stimme aus den Lautsprecherboxen und verbot Heidi, diese Musik vor seiner Rückkehr aufzulegen.

„Ich kann sie sowieso nicht mehr hören“, flüsterte sie und schniefte weinerlich. „Weil ich dann an diese Nacht denken muss.“

„Immer?“

Sie nickte.

* Anmerkungen auf S. 461.